

Seite 5
sonder Grenzen

Seite 9
Gegenbitte

Seite 14
kehrt wieder

Seite 15
Entwichene

Beiträge zur
deutsch-jüdischen
Geschichte aus dem
Salomon Ludwig
Steinheim-Institut

11. Jahrgang 2008
Heft 2–3

KALONYMOS

Das höhere Selbst

Rabbiner Michael Sachs (1808–1864)

Margit Schad

Am 13. September 2008 jährte sich zum zweihundertsten Mal der Geburtstag des Berliner Rabbiners Michael Jechiel Sachs. Sachs zählt zu den großen Persönlichkeiten des deutschen Judentums im 19. Jahrhundert. Aber nur wenigen ist er ein Begriff. So ist es auch kaum bekannt, dass Sachs einer der wichtigsten Mitarbeiter der immer noch bedeutenden ‚Zunz-Bibel‘ war. Sachs' Denken stand der Breslauer Richtung nahe, die ein ‚positiv-historisches‘ Judentum vertrat. Dennoch ging er eigene Wege. Er wirkte kraft seiner Persönlichkeit, seiner Predigten, Gebetbücher, Übersetzungen und Nachdichtungen. An eine systematisch theoretische Fundierung seiner Position zwischen Orthodoxie und Reform dachte er jedoch nicht. Das aber versperrte den Weg zu einer größeren, auch historischen Wirkung. In Berlin erinnern noch Gedenktafel und freigelegte Fundamente an die alte Synagoge in der Heidereuter Gasse, ihr berühmtester Prediger aber ist aus dem Gedächtnis der Gemeinde verschwunden. Selbst sein Grab in der Ehrenreihe des Friedhofs Schönhauser Allee ist schwer zu finden; die lange hebräische Inschrift ist kaum noch lesbar.¹ Dabei hing Berlin einstmals an dieser rabbinischen Führungsfigur mit besonderer Verehrung. Sachs war charismatisch und streitbar, seine Position scheinbar widersprüchlich. Er vereinte höchste klassische und jüdische Bildung in sich. Gleichzeitig lebte er als gesetzestreuer und traditionsbewusster Jude, der Liebe und Begeisterung für sein Judentum ausstrahlte und in der Wissenschaft des Judentums eigene Akzente setzte. Sein Reformwille und sein unorthodoxes Denken weckten das Misstrauen bei der altfrommen und neuorthodoxen Partei; den Reformern hingegen galt er als ‚Schwächling‘ und ‚Romantiker‘ eines ‚historisch überlebten‘ Judentums. Seine Anhänger ließen der hebräischen In-



schrift seines Grabsteins den höchsten Ehrentitel für rabbinische Gelehrte hinzufügen: ‚*ha-Gaon ha-gadol*‘, obwohl Sachs keine Jeschiva geleitet und sich auch nicht durch besondere Talmudgelehrsamkeit ausgezeichnet hatte. Das stieß auf Kritik. So setzten sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Auseinandersetzungen um religiöse Positionen bis in die Grabinschriften hinein fort. Tradition durch Veränderung zu bewahren, das war das Anliegen der sogenannten ‚mittleren Partei‘, der Sachs angehörte.

Der Begriff *Gaon* trifft auf Sachs in ganz neuem Sinne zu. Die *Geonim*, die Häupter der mittelalterlichen babylonischen Gelehrtschulen, beschäftigten sich zwar hauptsächlich mit der Interpretati-

Innenansicht Synagoge
Heidereuter Gasse

1) Der Text ist bewahrt in: Michael Brocke (u. a.): Stein und Name. Die jüdischen Friedhöfe in Ostdeutschland (Neue Bundesländer/DDR und Berlin). Berlin 1994, S. 136.

on und dem Ausbau des talmudischen Rechts – und auf diesem Gebiet zeichnete sich Sachs nicht aus – aber daneben auch mit der philologischen Erforschung der Talmudsprache, mit der Liturgie, der Bibelauslegung und der Religionsphilosophie. Genau auf diesen Gebieten entfaltete Sachs geradezu programmatisch sein Wirken, so dass man später von einem „System Sachs“ sprach. Genannt seien die sich durch ihre philologische Akribie auszeichnenden Bibelübersetzungen, die Übersetzung, Darstellung und Einführung in die hebräische Gebetsdichtung des sefardischen Mittelalters, seine innovative Erklärung ‚dunkler‘ Wörter und Stellen in Talmud und Midrasch sowie seine Predigten und seine Nachdichtungen von Midrasch und Aggada.

Sachs kommt in kleinbürgerlich bescheidenen Verhältnissen im niederschlesischen Glogau zur Welt. Seine Eltern – der Vater war Tuchhändler – waren fromm und traditionsbewusst, aber auch weltoffen und den Ideen der Aufklärung aufgeschlossen. Sachs besucht das humanistische Gymnasium in Glogau und die Jeschiva, er liest die griechischen und römischen Klassiker, lernt Hebräisch, Bibel und Talmud und verfasst hebräische Gedichte. 1827 geht er zum Studium nach Berlin und hört an der Universität Hegel, vielleicht auch Schleiermacher und Schopenhauer, vor allem aber lernt er bei dem Begründer der Berliner Altertumskunde, August Boeckh (1785–1867). Bei ihm erwirbt er neben dem Rüstzeug der klassischen Philologie eine ganzheitliche Auffassung des Altertums. Sachs vertieft sich gleichzeitig in die jüdische Literatur und arbeitet an einer literargeschichtlichen Einführung in den Midrasch und die mittelalterliche hebräische Dichtung sowie an einem hebräischen Wörterbuch. Er beschäftigt sich mit Bibelkritik und Exegese; 1835 erscheint seine radikal das hebräische Original nachbildende Übersetzung und Kommentierung der Psalmen.

Als Jude trotz Promotion und Lehrbefugnis vom Lehramt an höheren öffentlichen Schulen ausgeschlossen, sucht Sachs eine Stelle als Religionslehrer und Prediger. Er fristet seine Existenz mit Privatunterricht und Korrekturarbeiten, bis ihn 1836 der Prager Tempel zum Nachfolger für Leopold Zunz beruft. Hier entwickelt und erprobt er das Modell eines geregelten, gemäßigt reformierten Gottesdienstes und entpuppt sich als charismatischer und kämpferischer Prediger, der nicht nur der Tempelgemeinde, sondern auch den allsabbat-



lich in die „Altschul“ ziehenden Christen in einer Art und Weise jüdisches Selbstverständnis vorstellt, wie man es hier bisher noch nicht vernommen hatte. In Prag vollendet Sachs seine rabbinische Bildung und wird vom berühmten Oberrabbiner und Mitbegründer der Wissenschaft des Judentums, Salomon Jehuda Rapoport (1790–1867), ordiniert.

Trotz anerkannter Stellung sehnt sich Sachs nach der Metropole Berlin zurück. 1844 nimmt er dort die auf ihn fallende Wahl zum zweiten Rabbinatsassessor an. Wie in Prag war Sachs auch in Berlin der erste moderne, akademisch gebildete und promovierte Rabbiner. Er führt hier in die Alte Synagoge der Heidereuter Gasse die deutsche Predigt ein und schlägt einen maßvoll reformierten Gottesdienst vor. Unter seiner Aufsicht werden das Gemeindeschulwesen und hier besonders der Religionsunterricht mustergültig modernisiert. Zwanzig Jahre lang war Sachs der geistige und spirituelle Führer der Berliner Gemeinde auf deren schwierigem Weg zwischen Orthodoxie und radikaler Reform. Die Bedingungen dafür waren denkbar ungünstig, denn die dem Vorstand untergeordnete Stellung hielt den Rabbiner in einem unwürdigen und machtlosen Zustand. Nach vielen Jahren zermürender Auseinandersetzungen um die rabbinische Position schrieben schließlich die Gemeindestatuten den Autoritätsverlust des Rabbiners fest. Aber auch die Gemeinde war von tätiger Mitbestimmung und -gestaltung ausgeschlossen, die Macht konzentrierte sich in den Händen des Vorstands. Unter diesen Bedingungen war jede Initiative des Rabbiners zur Gestaltung der religiösen Verhältnisse zum Scheitern verurteilt, wenn sein

לשנה
טובה
תכתבו
ותחתמו

wünschen wir zum
neuen Jahr 5769

Standpunkt nicht der Meinung des Vorstands entsprach.

Aber auch die Wahrung der Einheit der Gemeinde war ein Problem. Sachs' Wahl provozierte die Gründung der radikalen Reformgenossenschaft (1845), seine Vorschläge für einen modernisierten Gottesdienst wurden von orthodoxen Gruppen und den rabbinischen Kollegen über ein Jahrzehnt lang blockiert. 1869 brach mit dem Amtsantritt von Abraham Geiger die Einheit der Gemeinde auseinander.

Historisch also kann Sachs als gescheitert gelten. Aber ihn und seine Bedeutung daran zu messen, wird ihm nicht gerecht.

Im Unterschied zu anderen Zeitgenossen stieß der junge Sachs mit seiner praktizierten Gesetzestreue in den Berliner akademischen Kreisen, in denen er sich bewegte, durchaus nicht auf Ablehnung. Auf der anderen Seite wurde er Zeuge, wie Dutzende seiner Altersgenossen, die zu Studium oder Erwerbstätigkeit nach Berlin gezogen waren, ja ganze Berliner Familien während der Taufwellen der 1820er Jahre konvertierten. Bei vielen Reformen, wie dem Abwerfen von Speise-, Ehe-, Feiertags- und Sabbatgesetzen oder dem Verzicht auf die hebräische Gebetsprache, sah Sachs eine Verinnerlichung antijüdischer Vorwürfe am Werk.

In seinen Reformgedanken geht Sachs von den Propheten aus, aber er versteht ihre Kritik nicht als Negation von Opfer und Vorschrift, von Kult und Gesetzesbestimmung, sondern als Warnung vor einer Verzerrung der Uridee des Judentums, die Sachs in der Einheit von Gesetz und Ethik sieht. Die Propheten wollten die kultischen Vorschriften zu einem Gesetz des Inneren erheben. Beim suchenden Zusammenlesen von Hegel und Plato mit den hebräischen Propheten erfährt Sachs eine geistige Erleuchtung. Das objektive Gesetz wird durch das dem Menschen innewohnende Göttliche, das er als „höheres Selbst“ bezeichnet, zu einer instinktgleichen inneren Eingebung umgestaltet. Sachs, der die hebräische Synagogaldichtung des Mittelalters studiert, findet genau dort dieses Denken in den poetischen Dialogen der Seele mit Gott oder der Tora wieder. In seinen Predigten nutzt er diese von ihm entdeckte Übereinstimmung als Modell für seine Neumotivierung der Torafrömmigkeit.

Sachs versteht das Judentum weder als Gesetzesreligion noch als ethischen Monotheismus. Er geht von einer existentiellen Erfahrung aus. Lange

vor Martin Buber entdeckt er im Judentum ein dia-logisches Prinzip. Die jüdische Weltanschauung sehe den Menschen in einem ewigen unauflöslchen Zusammenhang mit Gott, in einem ununterbrochenen Ich und Du, in einem Dialog.

Sachs teilt nicht das orthodoxe Dogma von der göttlichen Herkunft der Mündlichen Lehre, son-

Rede bei der Gedächtnisfeier für die am 18. März 1848 Gefallenen (CAHP, P 41)

תשעה יומך יבראוך ותחדש כני אדמתי
אויפ'אכט, אל' דאמי אבתי; פיר מעדער אופ'אפ'פן, און דא'אונעם
דאס אבליג, דען יאה. (Off. 107.)



Margit Schad: Rabbiner Michael Sachs. Judentum als höhere Lebensanschauung, Georg Olms Verlag: Hildesheim, Zürich, New York 2007, 462 S., ISBN 978-3-487-13415-4

dern geht von deren historischer Entwicklung aus. Aber er hält an der Autorität und Verbindlichkeit der Halacha fest. Gleichzeitig sucht er nach dem ‚freien‘ Element in der jüdischen Tradition und findet es im aggadischen Schrifttum von den Propheten über den Midrasch bis zur Gebetsdichtung. In der Auslegung erkennt Sachs das kreative, identitätsstiftende, erneuernde und immer wieder an seinen Ausgangspunkt zurückführende Potential des Judentums im Prozess der kulturellen Auseinandersetzung. Sachs ist einer der ersten, der die Bedeutung des in seiner Zeit weithin unbekanntes, unverstandenes oder verachteten Midrasch erkennt und auf das literarische und spirituelle Potential der liturgischen Dichtung, die aus dem Gottesdienst verbannt wurde, aufmerksam macht.

Als ein Meister der deutsch-jüdischen Predigt lehnt Sachs sich stark an die rabbinische Auslegung und seine Erkenntnisse aus der sefardischen Synagogaldichtung an. Der Prediger ist Menschenbildner. Er fordert die Selbstveränderung des Menschen durch Ausrichtung an dem ihm innewohnenden Göttlichen, seinem ‚höheren‘ Selbst. Dabei sieht Sachs eine enge spirituelle Verbindung zwischen diesem ‚höheren‘ Selbst und der Tora bzw. der Ausübung der Gebote. Diese Verbindung von Tora- und Selbsterkenntnis steht der Richtung des Elijah Gaon von Vilna (1720–1797) nahe. Deren Orientierung an Ethik sowie Selbsterforschung und -verbesserung war ein paralleler ‚konservativer‘ Versuch der Erneuerung.

Sachs war ein Seelsorger und Sozialpraktiker, der aus den jüdischen Quellen ein Gesellschafts- und Sozialmodell herauslas, in dem die unterschiedlich ausgestatteten Menschen einander unterstützen und ergänzen. Reich und arm, gebildet oder ungebildet, Begabte und weniger mit Fähigkeiten und Talenten Gesegnete, Erfolgreiche und Erfolgreiche führen erst in ihrer Gemeinsamkeit ein vollgültiges soziales, religiöses und kulturelles Leben. Seine Gegner auf der radikalen Reformseite verketteten ihn dafür als Verkünder „kommunistischer“ Ideen. Für Seelsorge, Hilfe und Beratung in schwierigen Lebenslagen, die Organisierung von Wohltätigkeit, Geldsammlungen und Hilfe zur Selbsthilfe verwandte Sachs einen Großteil seiner Arbeits- und Lebenszeit. Er galt auf Grund seiner glaub- und vorbildhaften Gesetzestreue und seines Einsatzes, seiner Fürsprache und Hilfsbereitschaft für andere als *Chassid* und *Zaddik*.

Die biblische Bedeutung von *Gaon* – Glanz, Pracht, Majestät – ließe sich auf die würdevolle und auch Nichtjuden beeindruckende Erscheinung von Michael Sachs übertragen, seine vielfältigen Beziehungen, seinen gelehrten und geselligen Kontakt mit den großen Geistern seiner Zeit und die Anerkennung durch sie – die Brüder Humboldt, Karl August Varnhagen, Friedrich Wilhelm Schelling, Jakob Grimm. Denn darauf war Berlin allezeit stolz – einen so klassisch gelehrten und schöngestigten Mann, einen solch mitreißenden Redner und Prediger als Rabbiner aufweisen zu können. Der ‚Rabbinatsassessor‘, dessen Stellung zu Lebzeiten nie aufgewertet und mit Autorität und Votumsrecht ausgestattet wurde, wird posthum zum *Gaon* erklärt. Sachs verlieh dem Judentum Glanz und Ehre; er verkörperte in diesem Sinne tatsächlich *Geon Jaakov*, den Glanz Jakobs (Ps 47, 5)

Gaon gadol jedoch geht darüber hinaus. *Gaon* bedeutet auch die Hoheit und Herrlichkeit Gottes (Ex 15, 7; Jes 24, 14), und wir dürfen dies auch auf die Tora anwenden. Die Hoheit und Herrlichkeit der Lehre des Judentums der Gegenwart nahe zu bringen, die Gleichgültigen zu wecken, den Unschlüssigen Orientierung zu geben und die Entfremdeten zurückzuführen, darin erblickte Sachs seine Aufgabe. Und darin war und bleibt er ein ‚Großer‘.

Unsere Autorin Margit Schad war zuletzt Mitarbeiterin im DFG-Projekt „Wahrnehmung und Deutung des Ersten Weltkriegs in der deutsch-jüdischen Kriegspredigt 1914–1918“ (Sonderforschungsbereich Kriegserfahrungen. Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit, Universität Tübingen). 2007 hat sie ihre vielbeachtete Monographie zu Michael Sachs vorgelegt. Annette Sommer/red



stenen zonder grenzen

Jüdische Friedhöfe in der *euregio rhein-maas-nord*

Nathanja Hüttenmeister

Jüdische Friedhöfe sind lange Zeit sehr vernachlässigt worden; nicht nur in der Zeit ihrer absichtlichen Verdrängung aus dem Bewusstsein, ihrer Schändung und vielfachen Zerstörung im 20. Jahrhundert, sondern auch durch Nichtbeachtung seitens der Religions-, Geschichts- und Kulturwissenschaften als so komplexer wie lebendiger Ausdruck jüdischen historischen Selbstbewusstseins und dessen Kontinuität über Jahrhunderte. An dem „semiotischen Ensemble“, an der Zeichenwelt eines Friedhofs, lässt sich weit mehr ablesen über die innere und äußere Verfasstheit einer Gemeinde, und sei sie so klein wie es viele der ländlichen Gemeinden in unserem Raum waren, als nur Namen und Daten. So individuell und wichtig diese Namen und Lebensdaten sind, so sind sie doch nur ein Element des über Jahrhunderte gewachsenen steinernen Archivs, der „corporate identity“ einer Gemeinde, deren Mitglieder die Kontinuität und die Brüche der eigenen Geschichte aufbewahren.

Das Steinheim-Institut konnte nun ein weiteres Großprojekt abschließen, das sich intensiv der Erforschung dieser Stätten, diesmal in unserer näheren Umgebung, gewidmet hat. Im Rahmen des „Aufbaus eines euregionalen Netzwerkes zwecks Erforschung regionaler Geschichte“, gefördert durch die *euregio rhein-maas-nord*, die Provinzregierung Limburg und die Landesregierung Nordrhein-Westfalen, unternahm das Institut die „Bildlich-textliche Dokumentation und komparative Erforschung jüdischer Friedhöfe im niederländischen und deutschen Bezugsraum“. 2007 und 2008 wurden 43 noch erhaltene Friedhöfe auf deutschem Gebiet und sieben Friedhöfe auf niederländischer Seite¹ mit zusammen über 3.600 Grabsteinen² dokumentiert.

Die digitale Edition mit ihren hebräischen, deutschen und niederländischen Inschriften liegt online vor.³ Die hebräischen Inschriften sind übersetzt und kommentiert. Soweit mit Hilfe von Sekundärliteratur und Online-Ressourcen möglich, wurden biographische Angaben zu den jeweiligen Personen ergänzt. Dies gilt in erster Linie für Hinweise auf in der Shoah ermordete Familienmitglieder, die durch die Datenbank der israelischen Holocaust-Gedenkstätte Yad VaShem („The Cen-

tral Database of Shoah Victims' Names“) und mit dem „Gedenkbuch für die Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933–1945“ ermittelt werden konnten. Für die niederländische Seite war durch „Genlias“ auch eine Recherche in standesamtlichen Unterlagen möglich. Darüber hinaus wurde auf Familienmitglieder, die auf demselben oder einem der anderen bearbeiteten Friedhöfe begraben liegen, verwiesen. All diese Angaben können in Zukunft erweitert werden. Abgerundet wird jede Dokumentation durch eine kurze Beschreibung des einzelnen Grabsteins, seiner Gestaltung und Symbolik sowie seines heutigen Zustands, ergänzt durch eine oder mehrere Abbildungen.

Dank dieser Erfassung aller jüdischen Grabsteine in der *euregio rhein-maas-nord* ließ sich eine umfassende, weltweit zugängliche Zweitüberliefe-



Hier ist begraben
die tüchtige und teure Gattin,
die Gebote des Ewigen
wahrte sie, Hintche,
Gattin des Josef, verschieden
(am) heiligen Schabbat,
28. Tammus
des Jahres 564 der kleinen
Zählung.
Ihre Seele sei eingebunden in
das Bündel des Lebens

Grabmal der Hintche Levy,
Gattin des Metzgers Joseph de
Vries. Hintche starb 1804 im
Alter von 33 Jahren kurz nach
der Geburt ihres vierten Kin-
des.

Jüdischer Friedhof
Gennep (NL)

rung schaffen. Sie ist wichtig, einmal als Quelle für die jeweilige Lokalgeschichte und für die Disziplinen der Geistes- und Kulturwissenschaften, zum anderen zur Bewahrung des Gedächtnisses jener meist nicht mehr existenten Gemeinden. Es gilt, den kommenden Generationen diese Orte nach Möglichkeit sowohl physisch zu erhalten wie auch in Text und Bild zugänglich zu machen und sie auszudeuten, bevor der Verfall ihre Zeichenwelt immer weiter verringert, wenn nicht auslöscht.

Das Spektrum reicht von abgelegenen Landfriedhöfen, wie zum Beispiel dem im Wald gelegenen Friedhof in Issum, bis hin zu jüdischen Abteilungen auf städtischen Friedhöfen, wie den neuen Friedhöfen in Roermond und Venlo, von sehr kleinen Friedhöfen, die heute nur noch einen Gedenkstein aufweisen, wie in St. Tönis oder in Kaldenkirchen (Jahnstraße), bis hin zu großen städtischen Friedhöfen mit Hunderten von Grabsteinen, wie dem neuen Friedhof Krefeld. Die ältesten erhaltenen Steine in der Region gehen auf das letzte Drittel des 18. Jahrhunderts zurück (in Boxmeer, Gennep, Jüchen, Linn, Odenkirchen, Sittard, Wewelinghoven und Zons), manche Friedhöfe werden heute noch belegt, wie Krefeld, Mönchengladbach und die Friedhöfe in Roermond und Venlo.

Auf den ersten Blick wird die enge, vor allem familiäre Verflechtung der jüdischen Gemeinden diesseits und jenseits der Grenze deutlich, gleichzeitig aber zeigen sich auffallende lokale und regionale Unterschiede in Stil und Inhalt der Inschriften, zwischen niederländischen und deutschen Gemeinden einerseits und zwischen einer einzelnen Gemeinde zu ihrer jeweiligen Nachbargemeinde andererseits.

Niederländische Gemeinden wurden teils von aus deutschen Gemeinden stammenden Auswanderern gegründet, die enge Kontakte zu ihren Muttergemeinden hielten. Dies manifestiert sich besonders an der Vielzahl der grenzüberschreitenden Eheschließungen, die sich auch an den in den Inschriften genannten Namen dokumentieren lassen. Auch hatten viele deutsche Juden die trügerische Hoffnung, sich durch Flucht zu ihren Verwandten in den grenznahen Gebieten der Niederlande vor dem Zugriff der Nationalsozialisten retten zu können, und so nahmen seit den 1930er Jahren die kleinen niederländischen Gemeinden viele Flüchtlinge aus Deutschland auf.

Die hebräischen Grabinschriften auf beiden Seiten der Grenze weisen bis weit ins 19. Jahrhundert keinerlei Unterschiede auf. Sie nennen Namen, Vatersnamen und gegebenenfalls Titel und innergemeindliche Funktionen der Verstorbenen, geben das Sterbe- und manchmal auch das Begräbnisdatum an und heben – mal in knappen, standardisierten Formulierungen, mal ausführlich und aufwendig ausgeschmückt – die Verdienste der Verstorbenen hervor. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts werden die Grabsteine meist zweisprachig beschriftet, auf deutscher Seite etwa zwanzig Jahre früher als auf der niederländischen. Mit dem Aufkommen zweisprachiger Inschriften finden sich auch auf fast allen dokumentierten Friedhöfen auf niederländischer Seite im 19. Jahrhundert und dann wieder seit den 1930er Jahren neben niederländischen vereinzelte deutsche Inschriften, die auf die Herkunft der Verstorbenen verweisen. Die niederländischen Inschriften gleichen mit ihrer Angabe von Namen und Daten den deutschen Inschriften, doch schon



ab den 1870er Jahren werden hier auch bei Männern immer häufiger die Namen ihrer Gattinnen hinzugefügt, ein Brauch, der sich auf der deutschen Seite nicht belegen lässt. Seit den 1890er Jahren werden auch die hebräischen Inschriften in den Niederlanden durch ein neues Element erweitert, das auf deutscher Seite nur sehr selten belegt ist: Die Angabe des Namens der Mutter.

Hier wird den Frauen ein ganz anderer Stellenwert eingeräumt: Während auf deutscher Seite deutsche Grabinschriften gar nicht selten sind, die den bürgerlichen Gepflogenheiten der Zeit entsprechend auf die Nennung von Vor- und manchmal auch Geburtsnamen einer verheirateten Frau ganz verzichten („Frau Daniel Kaufmann“⁴), wird in den Niederlanden nicht nur bei Frauen immer ihr Vor- und Geburtsname genannt, ergänzt durch den Namen des Gatten („Jeanette Passmann Echtgenoote van Alexander Wolff“⁵), sondern auch bei Männern sehr häufig der Name ihrer Gattin ergänzt („Alex Wolff Weduwn. van Jeanette Passmann“⁶). Ein besonderes Beispiel ist der Grabstein des 1906 in Sittard gestorbenen Mozes Hertz: Die Inschrift gibt keinen Geburtsort an, doch stammte Mozes Hertz offensichtlich aus Deutschland, denn seine Grabinschrift ist in deutsch verfasst. Die Schreibweise seines Namens jedoch ist mit „Mozes“ der niederländischen Schreibweise angepasst, und die Inschrift nennt, niederländischen Gepflogenheiten entsprechend, auch den bzw. hier die Gattennamen: „Hier ruht Mozes Hertz, in erste Ehe Gatten von Bertha Stiel, in zweiter von Minna Schiff“⁷.

Wirft man einen Blick auf die in den Grabinschriften genannten Geburts- bzw. Herkunftsnamen, sieht man sofort einige Schwerpunkte: Auf

niederländischer Seite sind deutlich mehr Ortsnamen genannt als in den Inschriften der Friedhöfe in Deutschland – bei den meist jüngeren, von deutschen Migranten gegründeten Gemeinden nicht verwunderlich. Neben deutschen Ortsnamen, meist aus den grenznahen Regionen, wie Kaldenkirchen und Krefeld in Boxmeer, Geldern und Uedem in Gennep, Dülken, Kaldenkirchen, Kempen, Korschenbroich und Mönchengladbach in Venlo, Bracht, Hörstgen, Issum und Wickrath in Roermond und St. Tönis in Sittard, um nur die in der euregio liegenden Orte zu nennen, finden sich eben so viele, wenn nicht mehr niederländische Ortsnamen in den Inschriften, von Maastricht im Süden bis Veendam im Norden und Den Haag, Rotterdam und Amsterdam im Westen. Hier liegt der Einzugsbereich zum einen natürlich jeweils in der näheren Umgebung, zum anderen vor allem im Süden und Osten, weniger im Westen und nur selten im Norden der Niederlande.

Auch auf deutscher Seite lassen sich niederländische Ortsangaben finden, allerdings sehr viel seltener. So stammte eine 1890 mit 66 Jahren in Kempen gestorbene ledige Frau⁸ aus Sambeek bei Boxmeer, und der Krefelder Moses Moses⁹ war 1842 in Arnheim geboren worden. Weit häufiger sind Ortsangaben aus der näheren und weiteren Umgebung, wobei sich ein Schwerpunkt in den Köln/Bonner und Aachener Raum bis hin nach Rheinland-Pfalz und Belgien abzeichnet. Nur in Krefeld sind die Städte des Ruhrgebiets häufiger vertreten, so Essen, Gelsenkirchen, Witten und heutige Stadtteile von Duisburg, Meiderich und Ruhrort.

Neben den Inschriften lohnen auch die Grabsteine und ihre Gestaltung eine eingehende Betrachtung

Auf dem Friedhof in Kempen sind über 90 Grabsteine aus den Jahren 1845 bis 1939 erhalten





Auf dem jüdischen Friedhof in Grevenbroich-Wevelinghoven haben sich 39 Grabsteine erhalten, der älteste aus dem Jahr 1799

tung. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts werden allorten die Signaturen von Steinmetzen häufiger. Diese waren in der Regel Christen, doch in Krefeld etablierte sich im letzten Drittel des Jahrhunderts ein jüdischer Steinmetz: Adam Wolff stammte aus Niederbreisig, war 1877 nach Krefeld gekommen und wurde spätestens Mitte der 1880er Jahre zum beliebtesten Steinmetz nicht nur der Krefelder jüdischen Gemeinde, wie die vielen von ihm signierten Grabsteine in Krefeld, dem ganzen Niederrhein und vereinzelt auch darüber hinaus bezeugen. Auf 24 der in der euregio dokumentierten jüdischen Friedhöfe finden sich von ihm signierte Grabmale, von Geldern und Issum im Norden der euregio bis Grevenbroich im Süden, von Lank-Latum im Osten bis Bracht im Westen, und sogar ganz im Norden, im niederländischen Gennep, steht ein von ihm gefertigter Stein.

Durch die noch ausstehende gründliche Auswertung der Grabsteine und ihrer Inschriften werden einmal mehr die vielen Gemeinsamkeiten hervortreten, die enge Verflechtung der jüdischen Gemeinden diesseits und jenseits der Grenze, aber auch die feinen Unterschiede, von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Land zu Land und von Gemeinde zu Gemeinde.

Ein Projekt, das sich in der Antragsphase befindet, soll ein Internet-Portal schaffen, das nicht nur den virtuellen Zugang zu diesen Stätten ermöglicht, sondern gleichzeitig auch der Bevölkerung vor Ort

und interessierten Besuchern den Zugang zu diesen oft unbeachteten und unbekanntem Orten in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft erleichtert. Die Dokumentation eines jeden Friedhofs soll durch ausführliche Angaben zur Lage und Geschichte erweitert werden und auch Informationen über seine Zugänglichkeit bieten. Auch auf weitere jüdische Stätten in der Umgebung soll verwiesen werden. Zudem soll die Erschließung der Friedhöfe auf den nördlich angrenzenden Raum der Euregio Rhein-Waal ausgedehnt werden.

1. Die Friedhöfe in Boxmeer/Vierlingsbeek und Sittard, die unmittelbar hinter der Grenze der euregio *rhein-maas-nord* liegen, wurden hinzugenommen.
2. Der alte Friedhof in Krefeld mit knapp 550 Grabsteinen wurde bereits ausführlich dokumentiert und in Buchform veröffentlicht und daher nicht aufgenommen, siehe: Michael Brocke, Aubrey Pomerance: *Steine wie Seelen. Der alte jüdische Friedhof Krefeld – Grabmale und Inschriften*, 2 Bde. Krefeld 2003.
3. Siehe unter www.steinheim-institut.de.
4. Grevenbroich-Hemmerden, Grabstein Nr. 0004 (von 1865).
5. Neuer Friedhof Venlo, Grabstein Nr. 17.
6. Neuer Friedhof Venlo, Grabstein Nr. 31.
7. Sittard, Grabstein Nr. 0032.
8. Kempen, Grabstein Nr. 0077.
9. Neuer Friedhof Krefeld, Grabstein Nr. 0259.



Projektbearbeiter

Dan Bondy, Nathanja Hüttenmeister: Epigraphik; Bert Sommer & Steinheim-Institut (Bildarchiv 1983–1987): Photographie; Thomas Kollatz: Datenbankprogrammierung, Digitale Edition, webdesign. Fotos in diesem Beitrag: Bert Sommer.

Buchgestöber

Karfreitagsbitte

Eines späteren Tages wird das Pontifikat des deutschen Oberhirten Benedikt XVI. wegen seiner zwiespältigen theologischen Aussagen zum Judentum zu einem Randphänomen der deutsch-jüdischen Geschichte werden.

Die Wiederzulassung des alten tridentinisch-lateinischen Ritus für eine dies erstreitende Minderheit wird vergällt durch die 2008 erfolgte Umformulierung der berüchtigten antijüdischen, seit Jahrzehnten abgeschafften bzw. grundlegend veränderten Fürbitte „pro Judaeis“ unter den Fürbitten des Karfreitags. Nach 1570 waren daran erste Ände-



W. Homolka, E. Zenger (Hg.): „...damit sie Jesus Christus erkennen“. Die neue Karfreitagsfürbitte für die Juden. Freiburg i. Br.: Herder 2008, 224 S., ISBN 978-3-451-29964-3. 11,95 Euro.

Mit Beiträgen von Henry G. Brandt, Johannes Brüsseder, Micha Brumlik, Elias H. Füllenbach OP, Albert Gerhards, Günther B. Ginzel, Hanspeter Heinz, Hans Hermann Henrix, Walter Homolka, Nathan

Kalmanowicz, John T. Pawlikowski OSM, Heinz-Günther Schöttler, Michael A. Signer, Knut Wenzel, Josef Wohlmuth, Erich Zenger.

rungen in den Jahren 1956, 1962 und 1965 vorgenommen worden. Seit 1970/1976 hat sie einen eigenen neuen Wortlaut:

Laßt uns auch beten für die Juden, zu denen Gott, unser Herr, zuerst gesprochen hat: Er bewahre sie in der Treue zu seinem Bund und in der Liebe zu seinem Namen, damit sie das Ziel erreichen, zu dem sein Ratschluß sie führen will ... (beuget die Knie – Stille – erhebet euch) ... Allmächtiger, ewiger Gott, Du hast Abraham und seinen Kindern deine Verheißung gegeben. Erhöre das Gebet deiner Kirche für das Volk, das du als erstes zu deinem Eigentum erwählt hast: Gib, daß es zur Fülle der Erlösung gelangt. Darum bitten wir durch Christus, unseren Herrn.

Dieser Text wird aber nicht in den tridentinischen, nun außerordentlichen „älteren Usus“ übernommen. Benedikt XVI. bittet nunmehr, seit Februar 2008 – „in tridentinischem Geist und Stil“, wie man erfährt – durchaus anders:

Lasst uns beten für die Juden, dass Gott, unser Herr, ihre Herzen erleuchte, damit sie Jesus Chris-

tus als den Heiland aller Menschen erkennen. ... Allmächtiger ewiger Gott, der Du willst, dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen, gewähre gnädig, dass, indem die Heidenvölker in Deine Kirche eintreten, ganz Israel gerettet werde. Durch Christus unseren Herrn. Amen.

Wenige Zeilen, aber zündelnd, eine Fülle von Fragen aufwerfend; der reichhaltige Sammelband katholischer und jüdischer, im Dialog engagierter Theologen handelt sie differenziert ab. Zur Dokumentation treten sieben jüdische und zehn katholische Beiträge hinzu, oft eindrucksvoll argumentierend, meist angenehm kurz und gut lesbar. Das Ganze ist nicht nur für theologisch Versierte interessant, denn die Textvergleiche und Analysen sind geradezu spannend zu lesen. Die Kritik, die von jüdischer wie von katholischer Seite an der päpstlichen Fassung von 2008 geübt wird, fällt bei nicht wenigen der Autoren eindeutig aus und geht von ruhig-rationaler Nüchternheit bis zu schneidender Schärfe; die Katholiken hierin den Juden nicht nachstehend. Auch eine Verteidigung des neuen Textes für den „alten Usus“ kommt zu Wort. Das Bemühen einzelner, die Hoffnung auf Zurücknahme und auf die Übernahme der seit 1970 allgemein gültigen Bitte nicht fahren zu lassen und auf eine zukünftig wieder bessere Verständigung zu hoffen, kann uns anrühren, auch wenn sie naiv wirkt.

Die biblische Prägung und theologische Noblesse der Fürbitte von 1970, auch das Feingefühl ihres Gottvertrauens, stellen den Höhepunkt einer neuen Haltung zum Judentum dar. Ob er je wieder erreicht werden wird? Ihre schöne Gelassenheit und ihre, weltlich gesagt, uneitle „Höflichkeit“ erweisen die Kirche des Zweiten Vatikanischen Konzils als eine souveräne, ihrer selbst „sichere“ Partnerin, die den „Stachel im Fleisch“, nämlich die fortdauernde Existenz des Judentums, endlich verwunden hat und fast schmerzfrei ist.

Die päpstliche Fassung von 2008 hingegen zeigt die Kirche erneut als bedürftig und hungrig danach, sich ihrer selbst dem Judentum gegenüber zu versichern. Ein deutscher Papst meint sich in der Karfreitagsliturgie aufs neue selbstaffirmativ und subtil aggressiv (einst war es „Verblendung“, heute

„Erleuchtung“) dem Gegenüber aufdrängen zu müssen.

Glaubt die Kirche sich gerade am Karfreitag christologisch beweisen zu müssen? Wie auch immer: Hier erlegt man dem jüdischen Volk „eine enge Vision“ auf, jenseits allen Zeithorizonts, „ausschließlich an der eschatologischen Zukunft orientiert“ (Michael Signer).

Juden und Judentum ihrerseits werden das, was kirchliche Autorität ohne Feingefühl für das Selbstverständnis jener und ja auch für die eigenen theologischen Möglichkeiten formuliert, unschwer verkraften; allein der Dialog ist gelähmt, erschwert. Was ihrerseits Christen betrübt und verletzt, das ist die erneut mangelnde innere Größe einer in ihrer superbia des absoluten Heils verunsicherten, stolz-verkrampften römisch-katholischen Kirche. *mb*

Antisemitismus in Europa

Bei Manifestationen von Antisemitismus handelt es sich nicht um zusammenhanglose Ereignisse. Sie lassen sich innerhalb eines allgemeinen Trends verorten: europaweit haben sich antisemitische Einstellungen auf hohem Niveau konsolidiert. Die Bereitschaft, diesen Ressentiments sowohl im Privaten als auch in der Öffentlichkeit freien Lauf zu lassen, ist gestiegen und korrespondiert mit antisemitischen Übergriffen. Das ist die empirisch untermau-



Lars Rensmann/Julius H. Schoeps (Hg.): Feindbild Judentum. Antisemitismus in Europa. Berlin: Verlag für Berlin-Brandenburg 2008. 516 S. ISBN 978-3-86650-642-8. 24,95 Euro.

erte Ausgangsthese des Sammelbandes *Feindbild Judentum. Antisemitismus in Europa*, herausgegeben von dem Leiter des Moses Mendelssohn Zentrum Julius H. Schoeps und dem Antisemitismusforscher Lars Rensmann.

Der Anspruch des Sammelbandes ist ambitioniert. Auf den knapp fünfhundert Seiten soll den aktuellen Fragen der Antisemitismusforschung nachgegangen werden: Gibt es einen „neuen“ Antisemitismus in Europa? In welchem Zusammenhang stehen antisemitische Einstellungen und sozialstrukturelle bzw. sozio-demographische Merkmale?

Vor 70 Jahren: Novemberpogrome

2008 erschienene oder angekündigte Bücher

- Ben Barkow/Raphael Gross/Michael Lenarz: Novemberpogrom 1938. Die Augenzeugenberichte der Wiener Library. London: Jüdischer Verlag 2008. ISBN 978-3633542338. 39,80 Euro.
- Stephanie Fitzgerald: Kristallnacht, the Night of Broken Glass. Igniting the Nazi War Against Jews. Compass Point Books 2008. ISBN 978-0756534899. 23,99 Euro.
- Hans-Dieter Arntz: Novemberpogrom auf dem Lande. Gerichtsakten und Zeugenaussagen am Beispiel der Eifel und Voreifel. Aachen: Helios 2008. ISBN 978-3-938208-69-4. 29,90 Euro.
- Sven F. Kellerhoff: Der Novemberpogrom 1938 und die Verfolgung der Berliner Juden. Berlin: Story Verlag 2008. ISBN 978-3929829662. 9,80 Euro.
- Martin Ruch: Das Novemberpogrom 1938 und der „Synagogenprozeß“ 1948 in Offenburg. Verfolgte berichten. Täter stehen vor Gericht. Books on Demand. ISBN 978-3-8370-5338-8. 14,80 Euro.
- Erhard Roy Wiehn: Zum Reichspogrom 1938. Die Ereignisse in Konstanz. 70 Jahre danach zum Gedenken. Konstanz: Hartung-Gorre Verlag 2008. ISBN 978-3-86628-165-X. 14,80 Euro.
- Johannes Kistenich: 9.11.1938 – Reichspogromnacht in Ostwestfalen-Lippe: gemeinsames Ausstellungsprojekt von Archiven in Ostwestfalen-Lippe. Detmold: Landesarchiv NRW 2008.

Welche Form und Funktion hat der Antisemitismus in der Demokratie und wer sind seine Akteure.

Diese Determinanten bilden den Rahmen für Länderanalysen, wobei die Schwerpunkte auf West- und Osteuropa gelegt sind. Der deutschsprachige

Raum wird durch einen gesonderten Teil abgedeckt. Der Sammelband schließt ab mit drei Aufsätzen zum Antisemitismus im europäischen Vergleich. Alle AutorInnen des Bandes arbeiten mit fundierten soziologischen, politologischen oder sozialpsychologischen Theorien und Methoden den Antisemitismus im jeweiligen Länderkontext heraus. Gerade in der theoretischen und methodischen Komplexität besteht auch die Stärke des Buches. Aktuelle Erscheinungen von Antisemitismus werden innerhalb der soziokulturellen und gesellschaftlichen Wirklichkeit der einzelnen Länder erfasst und fernab von simplifizierenden Kausalmodellen in ihrer Spannweite erklärt.

Trotz der heterogenen Zugänge und teilweise differierenden Antisemitismus-Definitionen lassen sich aus den Analyse der AutorInnen die Charakteristika des gegenwärtigen Antisemitismus herauslesen. Ob nun als „neuer“ Antisemitismus betitelt, oder nicht: im gesellschaftlichen Diskurs erscheinen antijüdische Ressentiments vermehrt in codierter Form, ohne jedoch auf das reichhaltige kulturelle Reservoir des traditionellen Antisemitismus zu verzichten. Zunehmend wird mit antiisraelischen Stereotypen Judenfeindschaft transportiert. Und auch für die Perzeption sozio-ökonomischer und -kultureller Transformationsprozesse werden antisemitische Deutungsangebote in Form verschwörungstheoretischer Konstrukte wie „jüdische Lobby“, „Internationalisten“, „Globalismus“ und „Zionismus“ verstärkt reaktualisiert.

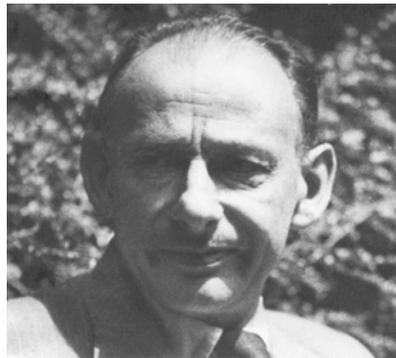
Mit *Feindbild Judentum* haben es die Herausgeber geschafft, den aktuellen Forschungsstand der Antisemitismusforschung präzise wiederzugeben und empirisch zu fundieren sowie um eine vergleichende transnationale sowie europäischen Perspektive zu erweitern. Ein Sammelband, mit dessen innovativem Potenzial sich die Forschung auseinandersetzen muss.

Jens Zimmermann

Ein Paradies voller Bücher

So kam es Gershom Scholem vor, als er nach Jerusalem kam. Originale, die er in Deutschland kaum je hatte beschaffen können, hier waren sie überall greifbar – wenn er nur das Geld gehabt hätte, all die Schätze zu kaufen.

1923 war Scholem in Palästina eingewandert. Er erinnert sich an den Aufbruch, der überall zu spüren war, an die Jugend, die voller Ideale ins Land kam, nicht selten aber auch enttäuscht wurde.



Eine Anstellung als Mathematiklehrer schlug er aus, ging lieber an die neu gegründete Universität, um sich ganz der jüdischen Mystik zu widmen. Vor

ihm lagen Jahrzehnte der Forschung und Lehre, „eine ungeheure Literatur, eine große Geistesbewegung, die historisch und sachlich zu untersuchen, zu analysieren und zu würdigen kaum jemand ernstlich unternommen hatte“. Hier begann er also sein Wirken tatsächlich zu entfalten, dessen Grundlagen er noch in Deutschland gelegt hatte.

Sein Leben sieht er in diesen Jahren zugleich von Vergangenheit und Zukunft bestimmt. Er taucht tief ein in die jüdische Tradition, in die hebräische Sprache, die kabbalistische Literatur, teilt aber ebenso den zionistischen Gedanken mit seinen Altersgenossen, die Anstrengungen um die Zukunft des Landes.

Mit großer Ruhe erzählt Scholem aus seinem Leben, macht das Zuhören angenehm, und unmerklich nimmt seine positive Ausstrahlung gefangen. Nur selten wirkt er unterkühlt-bissig, in der Erinnerung an seine ihm wenig beeindruckenden Philosophendozenten, oder bitter, wenn er das München der frühen 20er Jahre (!) in ganz schlechter Erinnerung behält: „Die Atmosphäre in München war unerträglich, eine Wiege antisemitischer Gesinnung: Die Blindheit der Juden war erschreckend“.



Foto: Kerina Kiser

Grabstätte der Familie Scholem, jüdischer Friedhof Berlin-Weißensee

Scholem wird 1897 in eine assimilierte, liberal-bürgerliche Berliner Buchdrucker-Familie geboren. Bücher waren ihm also sofort nah, doch vom Judentum war seinen Erinnerungen zufolge im Elternhaus kaum noch etwas greifbar. 1911 aber liest



Gershom Scholem: Die Erforschung der Kabbala. Köln: supposé 2006. 2 Audio-CDs. 108 Minuten. ISBN 978-3-932513-66-4. 24,80 Euro.

er die *Geschichte der Juden* von Heinrich Graetz, sie macht tiefen Eindruck auf ihn und bringt ihn dazu, hebräisch zu lernen. Obwohl seine Eltern das nicht gern sehen, betreibt er autodidaktisch seine Sprachstudien, und engagiert sich fortan in zionistischen Kreisen.

Keine Bange vor dem Philosophen! Scholem gibt Einblicke in seine Biografie, die er lebendig erzählt. Und auch über sein Werk berichtet er, doch schwierig werden die Ausführungen nie, so ist die Doppel-CD eine schöne Möglichkeit, sich ihm zu nähern.

kk/hl

Berliner Kaufmannschaft

1820 unterzeichnete Friedrich Wilhelm III. die Statuten der Berliner Kaufmannschaft. Diese Korporation entstand auf Anstoß des Innenministeriums, aus der Börsenkorporation, den Zünften und Gilden eine gemeinsame und offenere Vertretung zu schaffen. Joseph Mendelssohn, Sohn des Aufklärers Moses Mendelssohn, übernahm den ersten Vorsitz im Ältestenkollegium, dem führende Persönlichkeiten der Berliner Wirtschaft angehörten. So selbstverständlich war das nicht: noch 1810 hatten sich die Kaufmannsgilden gegen Reformen gewehrt, weil sonst die Juden „alles an sich ziehen“ würden.

Die Residenzstadt Berlin war im 19. Jahrhundert Finanzzent-

rum und wichtiger Industriestandort geworden, auch durch den Eisenbahnbau. Die Korporation der Berliner Kaufmannschaft betrieb die Berliner Börse. Sie und der 1879 abgespaltene *Verein Berliner Kaufleute und Industrieller* nahmen Einfluss auf die Zoll- und Handelspolitik. Die politische Heimat der in Korporation und VBKI Organisierten war meist der Liberalismus.

Sie waren „die Elite der Berliner Kaufmannschaft“, vermögend und mit unbescholtenem Ruf. Ihre Maßstäbe gingen konform mit dem bürgerlichen Leitbild. Ethisches wirtschaftliches wie persönliches Handeln, die Übernahme sozialer und politischer Verantwortung, auch die Förderung von Kunst und Wissenschaft wünschten *Korporation* und *Verein der Kaufleute* von ihren Mitgliedern.

Das jüdische Bürgertum war stark in der Korporation vertreten, durch Ludwig Max Goldberger, durch die Familie Mendelssohn mit ihrer herausra-



Christof Biggeleben: Das „Bollwerk des Bürgertums“. Die Berliner Kaufmannschaft 1870–1920. München: C.H. Beck 2006. Paperback. 464 S. 14 Abbildungen, 46 Tabellen. ISBN 978 3 406 54993 9. 68 Euro.

genden Rolle oder durch den Unternehmer Wilhelm Herz (1823–1914), der 1895 zum Präsidenten gewählt wurde. Wegen der jüdischen Mitglieder wurden die Vereine nicht selten Zielscheibe antisemitischer Attacken.

Nach der vom Ethnizitätsbegriff ausgehenden Definition der *Jewishness* (W.E. Mosse) berechnet Biggeleben, dass mehr als die Hälfte der Mitglieder Juden waren (um 1900). Zunächst überraschend, erschließt sich das aus dem großen jüdischen Anteil an den entsprechenden Erwerbszweigen (allerdings um 1930).

Aber das knappe Unterkapitel, das den „Anteil jüdischer Mitglieder“ in beiden Interessenvertretungen untersucht, wirkt ein wenig unentschlossen, nimmt der Autor doch kaum einen weiteren Bezug darauf. Das ist auch nicht sein Thema, aber dennoch, die durchaus bemerkenswerten Zahlen lassen ahnen, dass mehr an deutsch-jüdischer Geschichte im Thema steckt, als das preisgekrönte Buch erahnen lässt.

Petra Schmidt/hl

Wilhelm Herz (1823–1914)



Mitteilungen

Moses Mendelssohn-Preis an Michael Brocke

Das Land Berlin verleiht seit 1979 in zweijährigem Turnus den *Moses Mendelssohn-Preis* „zur Förderung der Toleranz zwischen den Völkern und Religionen“. Mit diesem „schönsten Preis, den Berlin vergibt“ – so Kulturstaatssekretär André Schmitz – wurde am 7. September 2008 Michael Brocke in Berlin ausgezeichnet, Direktor des S. L. Steinheim-Instituts. Nach illustren Preisträgerinnen und Preisträgern wie Helen Suzman, Teddy Kollek, Yehudi Menuhin, Barbara John oder Hans Koschnick, Politikern, Kämpfern und Künstlern, wird mit Brocke erstmals ein deutscher Judaist geehrt. In seiner Dankesrede setzte sich der Preisträger mit den sogenannten neuen Atheisten und den Kritikern der monotheistischen Religionen, insbesondere aber mit Peter Sloterdijk, und deren Haltungen zum Judentum auseinander. Vorstand und Mitarbeitende des S. L. Steinheim-Instituts freuen sich über die noble Auszeichnung und gratulieren Michael Brocke herzlich. Das Preisgeld in Höhe von 10 000 Euro fließt u.a. in ein Berliner Projekt – die Edition aller 2700 Inschriften des 1943 zerstörten alten Friedhofs Große Hamburger Straße, den unsere Mitarbeiterin Nathanja Hüttenmeister virtuell rekonstruieren konnte. Hier bestattete die Berliner Gemeinde von 1672 bis 1827, hier liegen auch die Großen der Berliner hebräischen Aufklärung, hier ruhen Euchel, Satanow und Moses Mendelssohn.

Workshop Retrodigitalisierung

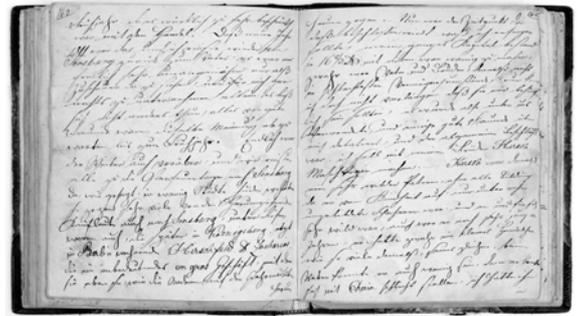
Die Abteilung Informatik und Angewandte Kognitionswissenschaften der Universität Duisburg-Essen und das Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte laden am 18. und 19. November ein zu einem zweitägigen Workshop „Archive der Zukunft – Digitale Erschließung und Präsentation historischer Korpora“. Der Workshop richtet sich an Judaisten, Historiker, Informatiker, Geisteswissenschaftler, Bibliothekare und Archivare und dient dem Erfahrungsaustausch über Fragen der Digitalisierung insbesondere deutsch-jüdischer Quellen. So sind Vorträge zu Datenformaten, Suchstrategien, Online-Portalen und zum Kontext von Dokumenten geplant. Der Workshop findet statt am 18. und 19. November 2008 im *Mercatorhaus der Universität Duisburg-Essen, Campus Duisburg*, jeweils 9–17 Uhr. Das Programm findet sich auf unseren Webseiten: steinheim-institut.de. hl



Kulturstaatssekretär André Schmitz und Michael Brocke, 7. September 2008

Neu und erneuert

Die Datenbanken, die Ihnen das Steinheim-Institut online anbietet (steinheim-institut.de), machen Fortschritte: Neu ist der *Rabbiner-Index*, der die Lemmata des gedruckten *Biografischen Handbuchs der Rabbiner* recherchierbar macht. Und das gilt nicht nur für den ersten Band (Saur, München 2004), denn auch das Register für den kommenden zweiten Teil ist schon online. Die *Epigraphische Datenbank* (s. Kalonymos 2007, 4) besticht nicht nur mit einzigartiger Funktionalität, sondern gewinnt auch laufend an Umfang, zur Zeit vor allem durch die Dokumentation etlicher Friedhöfe im Rahmen eines Projekts der *euregio rhein-maas-nord* (S. 5–9 dieser Ausgabe). In neuem Gewand und mit aktualisiertem Inhalt kommen auch die anderen Datenbanken daher: die Inhaltsbeschreibungen des *Gidal-Bildarchivs*, der OPAC der *Instituts-Bibliothek* sowie die *E-Bibliografie Deutsch-Jüdische Geschichte Nordrhein-Westfalen*, die noch 2008 einen Umfang von 6.000 Literaturhinweisen erreichen



© Jüdisches Museum Berlin, Schenkung Robert F. Adams, Foto: Jens Ziehm

wird. Selbst eine gleichzeitige Suche dieser doch sehr unterschiedlichen Inhalte ist möglich und eignet sich auch für *Mobile Internet Devices* wie etwa *Handys*. hl

Antisemitismus als Defekt oder Funktion der Mehrheitsgesellschaft

Unter diesem Arbeitstitel tagt vom 14. bis 16. November 2008 in der Akademie Frankenwarte in Würzburg ein Colloquium des Duisburger Instituts für Sprach- und Sozialforschung, des Steinheim-Instituts und der Gesellschaft für politische Bildung, zu dem wir hier einladen.

Wie immer man Antisemitismus oder Rassismus definieren möchte – Betroffene spüren sie konkret, in Form institutioneller Diskriminierung, psychischer oder gar körperlicher Gewalt. Doch auch die Mehrheitsgesellschaft sieht sich mit den Rückwirkungen etablierter Ausgrenzungspraktiken konfrontiert, als soziale Destruktion oder kulturelle Blockade. Unser diesjähriges Colloquium fragt nach aktuellen Schauplätzen antisemitischer Agitation, aber auch nach neuen Perspektiven ihrer Analyse und Bekämpfung.

Im Mittelpunkt des Colloquiums stehen Analysen der Funktionen von Antisemitismus vor und nach der Shoah, die Betrachtung aktueller Erscheinungsformen des Antisemitismus sowie seines Verhältnisses zu Atheismus und Religionskritik. Auch soziale Strategien gegen Antisemitismus und Rassismus kommen zur Sprache.

Jacob Adam (1789 – ca. 1879) wieder in Berlin

Vor fünfzehn Jahren hat das Steinheim-Institut den Erlebnisbericht eines jüdischen Händlers aus der Emanzipationszeit ediert und publiziert. Die Aufzeichnungen sind ein einzigartiges sozialgeschichtliches Dokument. Jacob Adam verlässt nach seiner Bar-Mizwa die Posener Heimat und beginnt in Berlin seinen Bildungs- und Ausbildungsweg. Nach Besuch der allgemeinbildenden jüdischen Freischule (gegr. 1778) zieht er als Handlungsdiener nach Glogau, betreibt in Ostpreußen Handel, wird Bürger in Sensburg und lässt sich später nahe der polnischen Grenze nieder. Die Ausbildungszeit in Berlin ist Grundlage seiner autobiographischen Aufzeichnungen; und die sind nun wieder in Berlin! Ein Teil der Familie „Adams“ überlebte in den USA, bewahrte das Manuskript und übergab es jetzt dem Leo Baeck Institut im Jüdischen Museum Berlin. Es

liegt in gebundener Form vor und kann auch für Ausstellungszwecke genutzt werden (21x18,5x3; Papier, Tinte, Karton; 269 S.; Inv. Nr. 2007/92/1).

Die *Allgemeine Zeitung des Judenthums* schrieb 1875 (22. Juni, S. 411): „Am 6. d. M. feierten Herr Jacob Adam und dessen Ehegattin, unter Betheiligung zahlreicher Familienmitglieder, das seltene Fest der diamantenen Hochzeit. Der Bräutigam ist 87 Jahre, die Braut 81 Jahre alt und ihrem Alter entsprechend noch rüstig. Am Morgen dieses Festtages brachte der hiesige Gesangverein zu Ehren des Jubelpaares ein wohlgelungenes Ständchen. Unter den zahlreichen Gratulanten bemerkte man auch die Spitzen der hiesigen Behörden. Schließlich sei noch bemerkt, dass Herr Jacob Adam, sowohl bei den Juden als bei Christen in hoher Achtung steht.“ Als Neunzigjähriger spendet er noch für die „Nothleidenden des heiligen Landes“ (*Israelit*, 3.9.1879, S. 986). Er stirbt vermutlich im ostpreussischen Stallupönen. Seinen Kinder und Nachfahren hat der „preussische Hiob“ (so der Bourdieu-Übersetzer A. Russer, Paris) die Grundlagen für den gesellschaftlichen Aufstieg bereitet. Sie waren honorige Kaufleute in Schrimm, Rastenburg, Angerburg, Goldapp und Sensburg. *Jörg Fehrs, Berlin*

Kalonymos wird gefördert vom Bundesministerium des Innern

IMPRESSUM

Herausgeber

Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen, Campus Duisburg

ISSN 436-1213

Redaktion

Prof. Dr. Michael Brocke (V.i.S.d.P.)
Dipl.-Soz.-Wiss. Harald Lordick
Karina Küser (Assistenz)

Layout Harald Lordick

Postanschrift der Redaktion

Geibelstraße 41
47057 Duisburg

Telefon +49(0)203-370071

Fax +49(0)203-373380

E-Mail kalonymos@steinheim-institut.org

Internet www.steinheim-institut.de

Druck Brendow Printmedien, 47443 Moers

Versand

Vierteljährlich im Postzeitungsdienst, kostenlos

Spendenkonto

Kt.-Nr. 238 000 343, Stadtparkasse Duisburg, BLZ 350 500 00

Franz Rosenzweig über Musiklexika, 1929

Das neue Musiklexikon, nach dem Dictionary of Modern Music and Musicians herausgegeben von Eaglefield-Hull, übersetzt und bearbeitet von Alfred Einstein, 1926. Max Hesses Verlag, Berlin W 15.

Hugo Riemanns Musiklexikon, elfte Auflage, bearbeitet von Alfred Einstein, Max Hesses Verlag, Berlin W.

So unlösbar das Problem „Das Judentum in der Musik“ ist – und, wie grade die neueste Bearbeitung zeigt, vielleicht noch unlösbarer vom philosemitischen als vom antisemitischen Standpunkt aus –, so bis zur Selbstverständlichkeit unproblematisch ist doch seine Umkehrung: *Die Musik im Judentum*. Darum sei es erlaubt, hier auf zwei musikalische Handbücher hinzuweisen, die im Inhalt nichts spezifisch Jüdisches haben, obwohl sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt ganz das Ergebnis jüdischer Arbeit sind.

Der Arbeit eines bewußten Juden. Denn Alfred Einstein, den Lesern dieses Blattes wohl noch in angenehmster Erinnerung als ehemaliger Münchner Musikreferent der Frankfurter Zeitung, betreut zusammen mit Arno Nadel ja auch die zahlreichen musikalischen Artikel der Encyclopaedia Judaica. Er besitzt die selten vereinten Eigenschaften des geistreich formulierenden Stilisten und des besonnen abwägenden Gelehrten. Beides ist den beiden hier besprochenen Werken zugute gekommen.

Das englische „Neue Musiklexikon“ war eine der ersten Nachkriegsfrüchte internationaler Zusammenarbeit; Einstein selbst hatte daran die deutsche Redaktion übernommen. In der deutschen Ausgabe enthält es vornehmlich drei Artikelgruppen: Alle einigermaßen bekannten lebenden Musiker nach dem Stande von 1925, die bedeutenderen seit 1880 verstorbenen, und endlich für die Größten der älteren eine prägnante Notiz über ihren gegenwärtigen Kurswert. Es ist also mehr ein Musiker- als ein Musiklexikon. Seine Brauchbarkeit beruht natürlich auf der ersten Artikelgruppe, seine Interessantheit auf der dritten, in der zweiten halten sich Brauchbarkeit und Interessantheit die Waage.

Die Arbeit am „Neuen Musiklexikon“ ist nun der soeben erscheinenden neuesten (elften) Auflage von Riemanns Musiklexikon zugute gekommen, das Einstein seit der neunten Auflage herausgibt. Ich besitze seit nun fast dreißig Jahren die damals neueste (fünfte) Auflage des schon damals klassi-

schen Werks: von den alten Artikeln des dicken einen Bandes ist in den mächtigen zwei Bänden der neuen Ausgabe so gut wie kein Wort geblieben und doch heißt es mit Recht nach seinem Begründer, denn die ganze Anlage, die Form, in die die neuen Inhalte geflossen sind, stammt von ihm. Damit sollen die Verdienste des Herausgebers nicht verkleinert werden; man findet schlechthin alles musikalisch Frag- und Beantwortbare in den beiden Bänden, und in beruhigendster Sachlichkeit und lesbarster Form; ich habe, natürlich mit Sprüngen, einen guten Teil richtig gelesen, und nicht etwa bloß aus Rezensentenpflicht, sondern mit wirklichem Genuß. Es hat Aktualität im besten Sinne: man sucht nicht vergebens Belehrung über das Neueste, und das Alte wird unter den Gesichtspunkten der Gegenwart dargestellt.

Ich gebe zum Schluß einige jüdisch interessante Stellen, zugleich als Kostproben überhaupt. Aus „*Jüdische Tempelmusik*“: „Für den jüdischen Tempelgesang der Gegenwart sind verlässliche, auf das Altertum zurückgehende Traditionen durchaus nicht erweisbar, und der christliche Psalmengesang steht in seinen verschiedenen Formen von der bloßen Rezitation bis zum reichverzierten Cantus allelujaticus wahrscheinlich dem alten jüdischen Tempelgesang viel näher als der heutige Synagogengesang“. Von diesem altchristlichen Psalmengesang kann sich heute auch derjenige Jude eine Vorstellung bilden, dem es gesinnungs- oder gefühlsmäßig nicht liegt, einem fremden Gottesdienst als notwendig unbeteiligter Zuschauer beizuwohnen. Eine neugegründete „Gesellschaft zur Förderung christlicher Musikkultur“ hat eine Schallplattenreihe (Marke „Christschall“) herausgegeben mit in der Basilika von Maria Laach – man glaubt sich in den hallenden romanischen Gewölberaum versetzt – aufgenommenen Gesängen der Benediktiner. Aus „*Mendelssohn*“, der übrigens im „Neuen Musiklexikon“ in den Gegenwartskurszetteln überhaupt nicht notiert wird: „Die Verdienste M.s sind durch die Angriffe, welche nicht ohne eine gewisse Berechtigung auf eine Seite seines Schaffens gemacht wurden, nämlich die zum Sentimentalen neigende Melodiosität, welche seine Epigonen einseitig nachahmten, über Gebühr verkleinert worden: M. war nicht nur ein begnadeter schöpferischer Genius, dessen beste Werke den Zuhörer durch die Harmonie ihrer Form und ihren Geschmack und leben-



Alfred Einstein (1880 München – 1952 El Cerrito, Kalifornien), Musikwissenschaftler und -kritiker. Aus: *Der Jude in der Musik*, in: *Der Morgen*. 2. Jg. Berlin 1926, S. 597–598.

Ich finde den Juden erst in einer Opera buffa von Rossini, der „Diebischen Elster“ (La gazza ladra, 1817), und zwar als Episodenrolle. Aber was für eine Episodenrolle! Es ist der jüdische Hausierer Isaak, an den die arme unschuldige Heldin ein Besteck verkauft und dadurch in den Verdacht des Diebstahls gerät – er hat eine Auftritts-Cavatina, in der er seine Waren anpreist, es ist ein zartes, gebrechliches Männchen, das auch einen zarten Tenor singt, er zählt erst eintönig den Reichtum seines Tragkastens auf, um mit einer eigentümlichen melodischen Blüte zu endigen, auf die dann noch die pointierte Aneiferung zum Kauf folgt. Das hat etwas Rührendes, seltsam Melancholisches, es ist ein Porträt, ein Erlebnis, vielleicht eine Jugenderinnerung schwingt mit, es liegt Sympathie in dieser Melodie. Rossini verdiente für dies einzige Stückchen einen Platz in einer Ehrengalerie der Juden neben Lessing.

digen Geist noch heute geradeso entzücken wie vor 75 Jahren, er war vor allem ein Mann von eminentem Verständnis der Werke unserer Klassiker und hat besonders das große Verdienst, Bach wieder lebendig gemacht zu haben, wenn auch die Elemente der altklassischen Musik in seinem Werk als eine Art von Fremdkörper wirken“. Zwischen Niederschrift und Korrektur erhalte ich eine bibliophile Veröffentlichung der Soncino-Gesellschaft mit Fragmenten aus Briefen Hermann Cohens (der übrigens im Riemann den ihm gebührenden Artikel bekommen hat). Da das Heftchen nur in 150 Exemplaren gedruckt ist, wird dem Leser die Mitteilung folgender Stelle willkommen sein:

Marburg, den 12. Dezember 1898.

... Gestern waren wir in Gießen, wo der Elias mich aufs tiefste gerührt hat. Dieses Werk ist psychologisch von großem Reize für mich, da ich vermöge der Vertrautheit mit der jüdischen Gemüths-Richtung in Mendelssohns Melodik, besonders in der recitativischen, einen jüdischen tiefwurzelnden Atavismus aufs deutlichste erkenne, der mich bei der Tragik unsrer Sache tief bewegt. Das ist ein Individuum mit einer eigenen Seelensprache, der Vergleich mit Schumann und Brahms erscheint mir aus die-

sem Gesichtspunkte unmotiviert, aber freilich diese Eigenart Mendelssohns verstehen nur Wenige und noch Wenigere packt sie so, wie unser einen ...

Endlich, als tragischer Abschluß, aus „Mahler“, den das „Neue Musiklexikon“ breit mit biographischer Periodisierung behandelt, während er im Riemann nur en bloc auftritt:

„M.s Sinfonik, die in ihren Anfängen ganz aus einem Liedschaffen herauswächst, ist von einer Gleichgültigkeit gegen die sog. Originalität der Erfindung, gegen die Gewährtheit der Thematik, daß man M. – auch aus Rassegründen (M. war Jude) – aus der Reihe der schöpferischen Musiker gänzlich ausstoßen zu dürfen geglaubt hat. M. ist in Wirklichkeit primitiv und kompliziert zugleich; seine Musik ist Bekenntniskunst, die wieder unmittelbar sich ans Gefühl der Allgemeinheit wenden möchte, ohne sich über den Bruch im Wesen des spät, am Ende eines Kulturablaufs Geborenen täuschen zu können. Aus dem Versuch, diesen Dualismus zu überwinden, erklärt sich die ekstatische Krampfhaftigkeit seiner Musik, in der die Romantik ihre letzte Zersetzung erlebt, und die nichtsdestoweniger der wahrhaftigste, die Gefühlswelt des Zeitalters am stärksten symbolisierende Ausdruck von Schöpfertum ist“. –

Ungewollt spiegelt sich, nebenbei bemerkt, in diesen beiden Sätzchen über Mendelssohn und Mahler die typische Situation des europäischen Juden zu Beginn und am Ende des Jahrhunderts der Emanzipation. Damals dienstwilliges Eingeben in den Willen der Zeit, heut eigenwillige Auseinandersetzung mit ihrer Not, und damals wie heute auf seiten der empfangenden Zeit die gleiche Mischung aus Dank und Undank, die uns selbst an diesen dem jüdischen Kreis Entwichenen das jüdische Schicksal zu erkennen zwingt.

Musiklexika, von Dr. Franz Rosenzweig. Aus: Gemeindeblatt der Israelitischen Gemeinde Frankfurt a. M., 7. Jahrgang, Nr. 10, Juni 1929, S. 361f. Hier zum ersten Mal wiederveröffentlicht, angeregt von einem Aufsatz von Klaus-Jürgen Sachs: Musik – erfahren und erörtert durch Franz Rosenzweig (1886–1929), in: M.Beiche, A. Riethmüller: Musik – Zu Begriff und Konzepten, Stuttgart 2006, der jedoch „Musiklexika“ nicht kennt.